

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen,
Spanien Ptas. 1.25, Portugal
2.- Esc., Ungarn Pengő —.36,
Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts.,
Kroatien 5 Kuna, Serbien 4 Dinar,
Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei
Slowakei Ks. 2.50

DONNERSTAG, 10. SEPTEMBER 1942
17. JAHRGANG :•: FOLGE 37

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen
an die Front von:

....

....

Hauptmann Baumbach beim Führer.

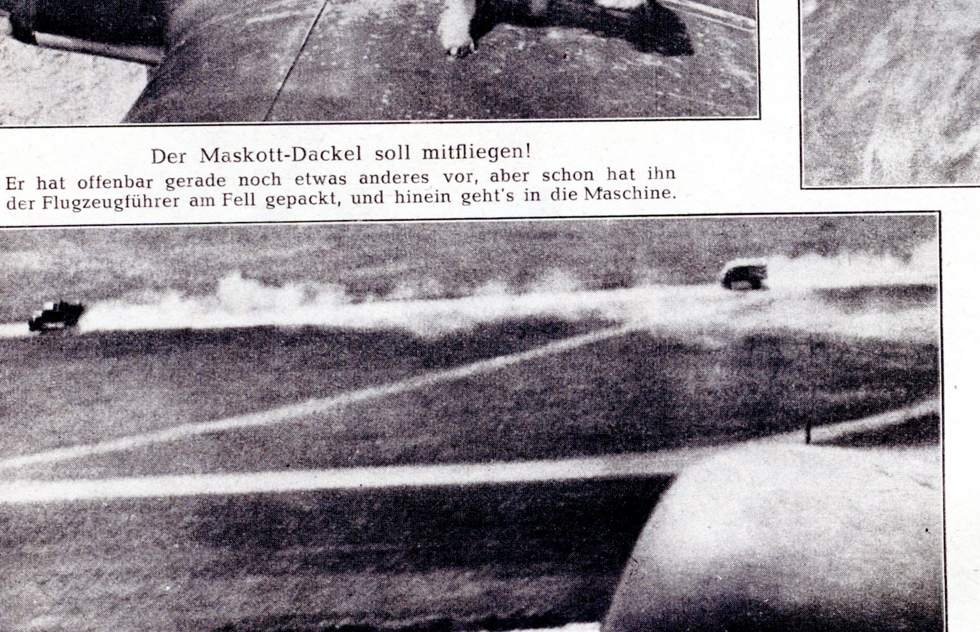
Der Führer überreicht in seinem Hauptquartier Hauptmann Baumbach das Eichenlaub mit Schwertern zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann.



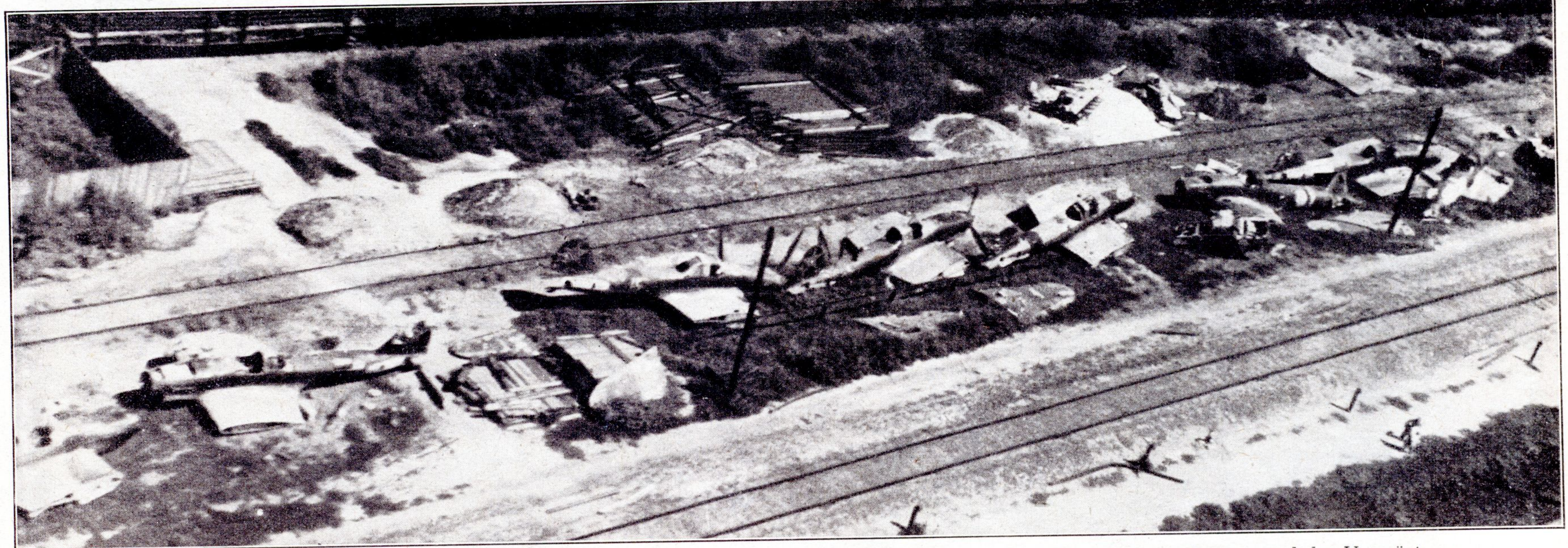
Der Maskott-Dackel soll mitfliegen!
Er hat offenbar gerade noch etwas anderes vor, aber schon hat ihn der Flugzeugführer am Fell gepackt, und hinein geht's in die Maschine.

Über den Steppengebieten beiderseits des Don.
Eine Focke-Wulf 189 auf einem Aufklärungsflug in der Umgegend von Stalingrad.

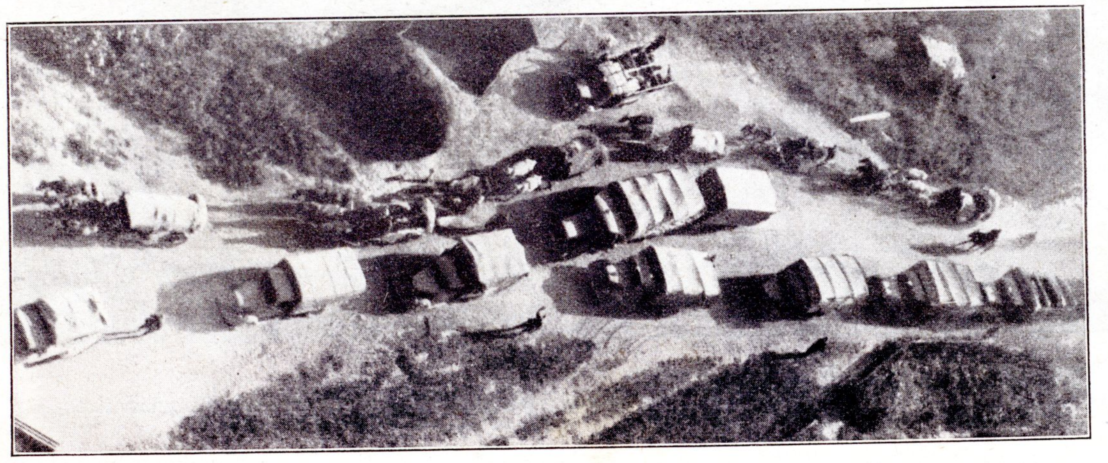


BEI UNSEREN AUFKLÄRERN VOR STALINGRAD

Im Aufklärer über den feindlichen Linien.
Schon von weitem hat der Aufklärer an den Staubwolken die sowjetische Lastwagenkolonne gesehen. Sofort geht er zum Tiefangriff über.



Ein Bild des Grauens und der Verwüstung
sind die sowjetischen Rückzugsstraßen. Eisenbahnzüge, Flugzeuglager, Materialschuppen usw. fallen den Bomben unserer Flieger oder den Granaten unserer schweren Artillerie zum Opfer. Das Bild oben zeigt auf einem kleinen Bahnhof die Reste von Flugzeugbestandteilen, die das Ziel ihrer Reise nicht mehr erreicht haben.



Aufnahmen: PK.-Kriegsberichter Pilz (Wehrbilderdienst).

Links: Das Bild auf dem Rückflug.
Über den deutschen Vormarschstraßen im Donbogen. Unaufhaltsam gehen die endlosen Kolonnen der Lastkraftwagen und der Pferdewagen mit Nachschubmaterial aller Art nach vorn.

Beim Besuch der Verbündeten. Ein ungarischer Oberst erstattet dem Reichsmarschall Meldung.

DER REICHSMARSCHALL IN DEN BESETZTEN OSTGEBIETEN



Begegnung mit einem Transportzug ungarischer Leichtverwundeter.
Der Reichsmarschall unterhält sich mit den Soldaten und läßt durch eine Rote-Kreuz-Schwester Zigarren und Zigaretten an sie verteilen.
Aufnahmen: Robert Kropp.

Transporte auf Zickzack-Kurs / Rö

GESPERRT sind USA. Lieferungen nach ostasiatischen SOWJETHÄFEN

Der Nordweg nach Archangelsk bleibt ein Wagnis

JAPAN stützt sich auf ein SICHERUNGSVORFELD von rund 5000 km Radius

Auf UMWE
7300 km: New Y
5500 km: Der g

USA. Bahnstrecke zwischen den Küsten rund 4500 km

Transsibirische Bahn · Wladiwostok · Dutch Harbour · Sitka · Victoria · Seattle · S. Francisco · S. Diego · New Orlean · Hawai · Samoa · Fidschi · Tahiti · Auckland · Wellington · Sydney · Brisbane · Port Darwin · Adelaide · Melbourne · Fremantle · Ceylon

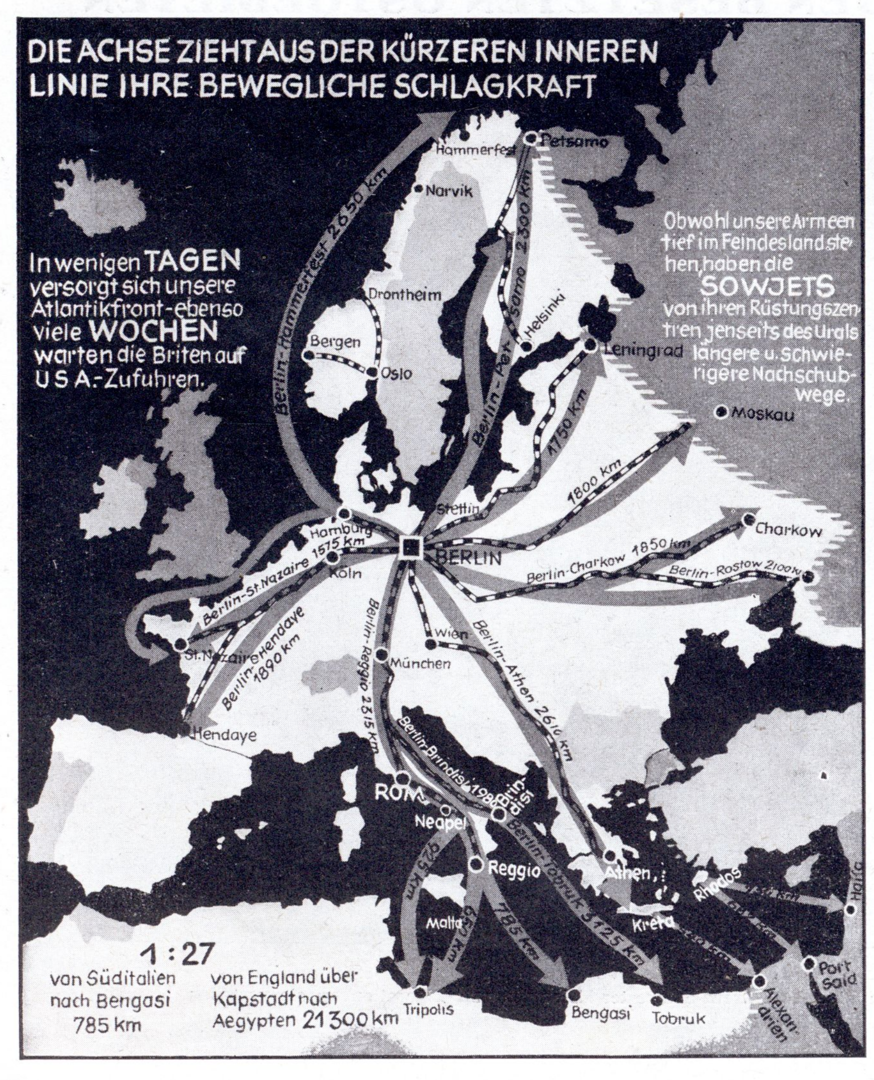
Dutch Harbour-S. Francisco 3800 km
D. Harbour-Honolulu 3800 km
Sitka-Victoria 925 km
Seattle-S. Francisco 1445 km
Honolulu-S. Francisco 3900 km
S. Francisco-Panama 6100 km
Honolulu-Panama 8750 km
Samoa-Honolulu 4200 km
S. Francisco-Neuseeland 11000 km
Samoa-Panama 10600 km
Sydney-Panama 14300 km
Sydney-Samoa 4350 km
P. Darwin-Sydney 4800 km
Colombo-Westaustralien 5800 km
Kapstadt-Sydney 12500 km
Sydney-Wellingt. 2300 km

Schiffahrtslinien
Eisenbahnen
Überlandstrassen

ROOSEVELTS entlegene SÜDWESTPAZIKZONE

NEW YORK { SAN FRANCISO-HAWAI-SYDNEY 17000 km / PANAMA-TAHITI-SYDNEY 18500 km

Die Weltweite und Totalität der Kriegführung steht und fällt mit der Transportfrage.
Die schnelle Kräftekonzentration an entscheidender Stelle kann nur dann voll anund ablaufen, wenn die Verkehrsverbindungen zwischen den Produktions- und Kampfplätzen ungefährdet bleiben.
Die angeblichen Beherrscher der Weltmeere schleichen mit ihren Geleitzügen am Rande der Ozeane, sie müssen auf krummen Wegen und Hüpflinien Wehr- und Nährgüter heranschaffen, um nach langer Fahrt doch zu spät zum Fronteinsatz zu kommen.



Auf dem engmaschigen europäischen Schienennetz und über küstennahe Seewege lenkt die Achse ihre Kriegsproduktion, ihre Streitkräfte und den Nachschub.
Unsere Gegner aber sind gezwungen, unter den größten Opfern die Zufahrt zu den Kriegsschauplätzen erst zu erkämpfen.

Auf den sieben Weltmeeren des „Union Jack" ist es still geworden. Jahre zurück, es war am 7. März mittags, da trug die britische Admiralität den Standort aller Überseeschiffe über 3000 BRT. in ihre Weltkarte ein. Stolz drängten sich die Markierungen, 1462 große Schiffe liefen vollgeladen durch die Wogen und 852 lagen zur gleichen Minute in den Häfen zum Laden oder Löschen. Und heute? Die Briten und mit ihnen die Nordamerikaner zählen täglich ihre Schiffsverluste, ihre Geleitzüge drücken sich Monate lang auf krummen Wegen den Zielen zu und enden gerupft oder zerschlagen mit ihrem Kriegsmaterial am Grunde der Meere. Churchill mußte vor dem Unterhaus gestehen: „Der Faktor, der die Versorgung der Kampffronten begrenzt, ist der Verkehr." Er hätte klipp und klar sagen können: Erstens zu wenig und immer noch weniger Schiffe — zweitens gefährdete und unpassierbare Transportwege zu den Kriegsschauplätzen — und daraus folgt drittens die ständig enger werdende Fesselung der anglo-amerikanischen Strategie. Was nützen in dieser Kernfrage des Weltkampfes, dessen Endsieger der Überwinder von Raum und Zeit wird, Luftschlösser des Feindlagers! Die Dreierpaktmächte vernichteten im Juli zusammen rund eine Million BRT. Man faselt in den USA. von Riesen-Transportflugzeugen: So ein Riesenvogel mag 15 Tonnen oder gar eine größere Nutzlast durch den Äther tragen, und die Rechnung? Eine Million BRT. Tonnage macht 1,5 Millionen Gewichtstonnen Ladung aus. 100 000 Transportflugzeuge dürften also starten, um den versenkten Frachtraum eines einzigen und noch nicht einmal außergewöhnlichen Monats auszugleichen. Dabei wären bei dem Bedarf von vielen Millionen BRT. für Kriegführung, Nachschub und das nackte Leben ungezählte Luftgeschwader erforderlich — unsere Gegner aber haben weder die notwendige Tonnage auf dem Wasser, noch finden sie ein rettendes Loch in der Luft. Die Versenkungen aber gehen weiter.

osevelts Klemme Nr. 1

EN nach ENGLAND
Yo St. Johns-Island-Liverpool
gedene kürzere Normalkurs

New York-Archangelsk 9100 km
Reykjavik
Murmansk
Archangelsk
New York-Murmansk 8300 km
St. Johns
New York-Liverpool 5800 km
Liverpool
Liverpool-Gibraltar 2000 km
Halifax
Boston
New York
Norfolk
Charlest.
2050 km
Key West
Panama
Moskau

Vernichtung droht den anglo-amerikanischen Geleitzügen vor Erreichen der SOWJETISCHEN EISMEERHÄFEN

Baku
Bender Schah
Bender Dilem
Suez
Port Sudan
Karatschi
Bombay
Aden
Massaua
El Obeid
11300 km

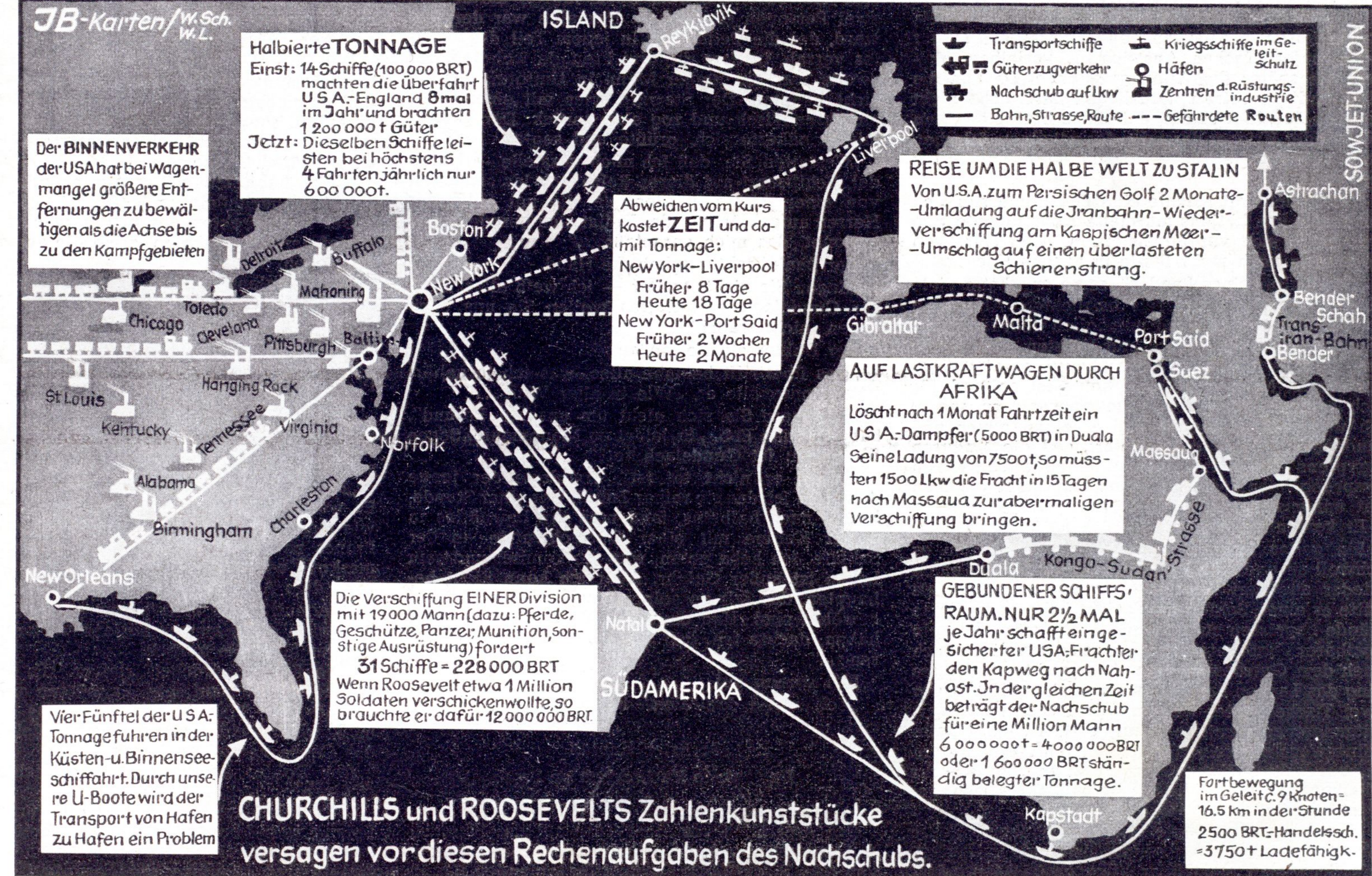
Landweg quer durch Afrika
1. Duala-Massaua 4800 Km
2. Duala-El Obeid (3500 km)+El Obeid-Port Sudan (1200) 4700 km

Sudanstrasse
Kongostrasse
New York-Duala 9500 km
St. Thomas
Barbados
New York-Natal 6600 km
Gibraltar-Duala 6400 km
Liverpool-Kapstadt 11300 km
Monrovia
Duala
Natal-Duala 5200 km
Guayaquil
Para
Natal
Callao
Bahia
Rio de Janeiro
Jquique
Valparaiso
Montevideo-Natal 4150 km
Montevideo
Buenos Aires
New-York-Kapstadt 13000 km
Duala-Kapstadt 4500 km
Kapstadt-Suez 9800 km
Kapstadt-Bombay 8600 km
Kapstadt-Colombo 8000 km
Colombo
Suarez Diego
Kapstadt

Lange Fahrt an die ÄGYPTISCHE FRONT
New York [Natal-Duala-Massaua-Suez: 18300 km
Natal-St. Helena-Kapstadt-Suez: 22800 km

Wie die Achse vor Westafrika stören vor der ostafrikanischen Küste JAPANISCHE U-BOOTE den Schiffsverkehr.

Kapstadt-Westaustralien 8800 km



Der Verlust an Tonnage und Zeit ist nicht zu ersetzen und fesselt die militärische Handlungsfreiheit.

Je aussichtsloser Washington und London im Wettlauf zwischen U-Boot-Torpedo und Schiffswerft zurückfallen, um so mehr belügen sie sich mit Schwindellösungen zur Abwendung dieser Gefahr Nr. 1. Vergebens suchen sie nach neuen Schiffstypen, Seeottern, Frachtern aus Beton, Holz oder Blech, Schleppkähnen, Seglern, ja nach Geleitzügen unter Wasser und Riesenflugzeugen; jedoch:

FRANK HELLER:

Die Debatte um Atlantis

(6. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 36:

„Das hier", rief Herr von Post und ließ seine Hand über die Statuetten gleiten, „sind in ihrer Art recht gute Stücke, aber nichts von Bedeutung. Sie gehören zu jener Art Tonwaren, die man in allen möglichen Büchern über Mittelamerika abgebildet sieht, Krieger, Könige oder Kobolde mit unbehaglichen Gesichtern. Aber diese zwei Sachen hier", fuhr er mit schlecht verhehlter Erregung fort, „sind etwas ganz anderes. Sehen Sie nur an, meine Herren, schauen Sie genau und beachten Sie die Details!" Er war wie ein Junge, der über eine Briefmarke gekommen war und nicht müde wurde, auf den überzähligen Zacken oder den fehlenden Wasserstempel hinzuweisen.

Sie kamen seiner Aufforderung, zu schauen, gerne nach, denn Enthusiasmus ist anstekkend; aber Trepka zumindest fiel es schwer, sich davon mitreißen zu lassen. Der eine der beiden Gegenstände, die zur Bewunderung herumgereicht wurden, war ein Ding in der Größe eines Siegels und in der Form eines Insekts. Das zweite war eine Statuette, die einen Indianer mit Schlitzaugen, breitem Mund und einem behaarten Kinn darstellte. Was gab es denn da, dachte Trepka bei sich, das berechtigt sein konnte, Herrn von Post in eine derartige Aufregung zu versetzen? Er sollte es gleich zu wissen bekommen.

„Der Käfer", sagte Herr von Post, „war einstens ein heiliges Tier — in Ägypten. Die ägyptischen Gräber sind voll von Skarabäen, sie gehören zu den gewöhnlichsten Arten von Funden und werden allen Reisenden als Souvenir angeboten. Meines Wissens hat man noch nie einen Skarabäus anderswo in der Welt gefunden als in Ägypten — bis ich heute ein, wenn auch etwas grobgeschnitztes Exemplar in dieser Sammlung typisch mittelamerikanischer Gegenstände fand. Das ist die eine Rarität in meiner Sammlung. Die andere ist diese Figur hier. Sie müssen doch zugeben, daß es eine typisch indianische Tonstatuette ist. Gut. Nun bitte ich Sie, dieses Kinn zu betrachten. Es hat einen Bart! Die Indianer aber waren eine gänzlich bartlose Rasse, ebenso wie die alten Ägypter. Die Bärte, die wir auf Bildern der Pharaonen sehen, waren falsch. Sie hatten den Zweck, dem Träger einen majestätischen Anstrich zu verleihen, ähnlich wie später die Allongeperücken. Da nun die alten Indianer einen natürlichen Bartwuchs nicht kannten, leuchtet es ein, daß diese Statuette einen König oder Krieger darstellt, der mit einem falschen Bart versehen wurde — genau so wie im alten Ägypten!"

Der Gerichtsrat machte eine Pause und sah sich im Kreise um. Lütjens murmelte Komplimente, Ebb war außer sich vor Begeisterung. Aber Herr von Post hatte noch mehr Pfeile in seinem Köcher.

„Die Kultur eines Landes", sagte er, „kann viele Länder in weitem Umkreis befruchten. Aber eine solche Befruchtung kann unmöglich über fünfzehntausend Kilometer Meere und Wüsten etwa durch den Wind erfolgen. Es wäre absurd, so etwas anzunehmen. Mein Fund von heute ist an und für sich seltsam. Aber ich wage es, mehr zu sagen. Ich wage zu behaupten, daß er einen neuen und bindenden Beweis dafür liefert, daß die Kulturen Ägyptens und Mittelamerikas einen gemeinsamen Ursprung haben, daß es einen Kontinent gegeben hat namens ..."

Er kam nicht weiter.

Ein gelles Lachen hallte durch den Raum, es schwoll an und nahm ab, schwoll wieder an, nahm wieder ab. Herr von Post zuckte zusammen, als hätte er einen Schlag ins Gesicht bekommen. Seine Hände begannen zu zittern, beinahe wäre ihm sein kostbarer Fund entglitten. Langsam wandte er sich nach dem Gutsbesitzer um. Aber nicht von diesem ging das Lachen aus. Es kam von einem Herrn, der zwei Tische weiter weg saß, dem aber kein Wort entgangen sein konnte, denn der Gerichtsrat hatte keineswegs mit seinen stimmlichen Mitteln gespart. Es war Baltsar Gundelach. Er hatte eine Flasche Champagner vor sich stehen und sie schien geleert zu sein.

„Oh, hahaha", stöhnte er, „oh, hahahaa!" Leute an anderen Tischen drehten sich um, indigniert, wie Schweden stets über allzu große Munterkeit zu sein pflegen. Aber da und dort steckte das Lachen an, und man begann bereits mitzukichern. Der Gerichtsrat war leichenblaß. Es unterlag keinem Zweifel, daß er es war, über den man lachte. Einen Augenblick saß er wie gelähmt, dann sprang er jäh von seinem Stuhl auf. Doch bevor er noch etwas weiteres unternehmen konnte, erhob sich Baltsar Gundelach, trocknete ein paar Tränen aus seinen Augenwinkeln und verschwand.

Lütjens und Ebb versuchten mit allen Mitteln, die Geschichte einzurenken, aber es gelang ihnen nicht. Mit einem kurzen Gruß, fast ohne Gute Nacht zu sagen, verließ der Gerichtsrat das Café. Bald darauf verabschiedete sich auch sein Freund Hambeck. Er hatte den ganzen Abend lang kaum fünf Worte gesprochen.

4.

Als sich dies ereignete, zeigte die Uhr halb eins. Die drei Freunde blieben noch sitzen, und ihre Unterhaltung drehte sich natürlich um den Vorfall, der sich gerade abgespielt hatte.

„Wer ist dieser Gundelach?" fragte Ebb.

„Außer, daß er der Onkel dreier Neffen ist, die ihn im Verlauf dieser Reise umbringen werden", antwortete der Bankdirektor, „weiß ich nur, daß er Richter in Ägypten war. Vermutlich ist ihm alles über die ägyptische Religion bekannt, und vermutlich hat er deswegen Herrn von Post so herzlich ausgelacht."

„In den Ausführungen von Posts lag gar nichts Lächerliches", sagte Lütjens, „absolut nichts. Gundelach, Gundelach?" murmelte er vor sich hin. „Wo habe ich diesen Namen schon gehört? Ich weiß, daß ich ihm in dem einen oder anderen Zusammenhang begegnet bin, aber bei welcher Gelegenheit war es nur? Ich kann nicht daraufkommen ..."

„Das tut auch nichts zur Sache", versetzte der Bankdirektor. „In diesem Augenblick weilt er wohl nicht mehr unter den Lebenden. Wenn ihn nicht seine Neffen um die Ecke gebracht haben, so hat es von Post getan, um die Schmach von heute abend zu rächen ..."

Soweit war er in seiner Diatribe gekommen, als sich die Türe, die aufs Deck führte, auftat und zwei Personen erschienen. Der eine war der Steward, der die Bedienung in jenem Teil des Schiffes versah, in dem die drei Freunde wohnten. Der zweite war ein junger Mann in Uniform, den sie nicht kannten. Der Steward wies mit einer Geste auf ihren Tisch und zog sich zurück. Der Uniformierte näherte sich, grüßte und sagte:

„Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle — Holmdal, Schiffsarzt auf dieser Reise. Ich las seinerzeit von einer Affäre in Mentone, die mit Hilfe der Herren aufgeklärt wurde. Es hat sich gerade etwas ereignet, das mich veranlaßt ..."

Der Bankdirektor erhob die Hand.

„Sagen Sie nichts weiter — ich weiß alles! Baltsar Gundelach ist tot! Das wollen Sie uns doch sagen, nicht wahr?"

Der Doktor starrte ihn an.

„Das übertrifft beinahe alles, was ich je gehört habe", murmelte er. „Wie in aller Welt ..."

„Kümmern Sie sich nicht um unseren Freund", bat Christian Ebb. „Er leidet an Monomanie. Sagen Sie rasch: Ist Gundelach tot?"

„Wenn er nicht tot ist", erwiderte der junge Arzt, „so ist das ein reiner Zufall. Vor einer Stunde, knapp nach halbeins, fand man ihn bewußtlos in seiner Kabine mit einer Quetschwunde an der Schläfe. Ich habe getan, was ich konnte, und sein Leben ist außer Gefahr. Aber ich kann nicht behaupten, daß wir an solche Vorfälle hier an Bord gewöhnt sind. Und da wir keine Detektivzentrale haben, dachte ich, daß Sie vielleicht, meine Herren ..."

Ebb sprang auf.

„Zeigen Sie den Weg", bat er.

Sechstes Kapitel.

Das zweite Verbrechen an Bord.

1.

Der Arzt blieb vor einer Türe mit der Nummer A 15 stehen. Sie lag am Ende eines Korridors, der von dem in der Mitte des Schiffes laufenden Hauptgang abzweigte. Ein Mann in der Uniform eines Krankenwärters hielt Wache.

„Hier haben wir ihn", sagte der Doktor.

Er wies auf ein Bett im Hintergrund der Kabine, in dem jemand mit verbundenem Kopf lag. Sie hatten einige Schwierigkeiten, den Mann wiederzuerkennen, der knappe zwei Stunden vorher das friedliche Café der ‚Helgeandsholm' mit dem Dröhnen seines Lachens erschüttert hatte. Jetzt fiel es ihm leicht, seine Munterkeit zurückzuhalten. Sein Gesicht war sehr bleich, und die Augen, die tief in ihren Höhlen lagen waren mit schwarzen Ringen umrändert.

„Schläft er?" fragte Ebb.

Der Arzt nickte.

„Jetzt schläft er", sagte er. „Als man mich rief, war er bewußtlos. Aber mit Hilfe von Kampfer und Kaffee gelang es mir, ihn wieder auf den Damm zu bringen. Es hat ein Weilchen gedauert, bis ich ihn so weit hatte."

„War es der Schlag auf die Schläfe?" erkundigte sich Lütjens.

„Natürlich", erwiderte der junge Arzt. „Die Kontusion war vielleicht an und für sich nicht so schwer. Aber die Empfindlichkeit für Schläge und Stöße ist sehr verschieden. Einem Neger kann man einen Ziegelstein an den Kopf werfen, ohne daß er viel spüren wird. Ein Mann mit einem Papierschädel, wie es in der Boxersprache heißt, kann an einer Ohrfeige sterben, wenn es das Pech will."

„Und die Waffe?" fragte Ebb.

„Ich habe noch keine Zeit gehabt, an diese Seite der Sache zu denken", erwiderte Doktor Holmdal. „Ich dachte mir, daß vielleicht die Herren ..."

Er brauchte nicht mehr zu sagen, um Ebb in Tätigkeit zu setzen.

Während der norwegische Poet, gefolgt von den erstaunten Blicken des Krankenwärters, auf dem Boden herumkroch und alle Ecken und Winkel des Zimmers zu durchsuchen begann, zog der Dozent langsam die Luft durch die Nase ein. Das Fenster zum Deck stand halb offen; aber es war nicht der Geruch der Seeluft allein, den er wahrzunehmen glaubte.

„Riechen Sie nichts?" fragte er den Schiffsarzt, aber der schüttelte den Kopf.

„Ich rauche täglich zwanzig Pfeifen Navy cut", sagte er, „ich eigne mich nicht zum Duftexperten."

Der Dozent fuhr fort, die Luft einzuziehen. Sein Geruchssinn war von Natur aus stark entwickelt, und er machte die Wahrnehmung, daß in der Kabinenluft irgendeine Ingredienz zu spüren war, die man hier eigentlich nicht erwartete — ein schwaches, süßliches Aroma.

„Jetzt habe ich es", sagte er plötzlich. „Hier riecht es nach Pelargonien."

Der Bankdirektor, der bisher in eine Art Halbschlaf versunken schien erwachte aus seinen Meditationen.

„Pelargonien?" rief er, „großartig! Das Problem ist gelöst. Jemand kommt, um einen Topf Pelargonien zu überreichen, die Mordwaffe ist unter den Blumen versteckt, er holt sie unvermutet hervor, wirft sie dem ahnungslosen Empfänger der Blumen an den Kopf und ..."

Der Mann im Bett machte eine Bewegung und stöhnte leise. Der Krankenwärter eilte hilfsbereit herbei. In diesem Augenblick erhob sich Ebb aus seiner hockenden Stellung vor dem Schreibtisch.

„Hier", sagte er und hielt etwas in der Hand. Es war ein kurzer, dicker Hammer aus Messing, wie man ihn in allen arabischen Basars um einige Francs zu kaufen bekommt. Ganz oben am Hammerkopf saß ein rötlicher Fleck. Er reichte das Ding dem Arzt, der es betrachtete und nickte.

„Vermutlich ist er es", war alles, was er sagte. Er wollte den Hammer Lütjens weitergeben, doch Trepka hielt ihn zurück.

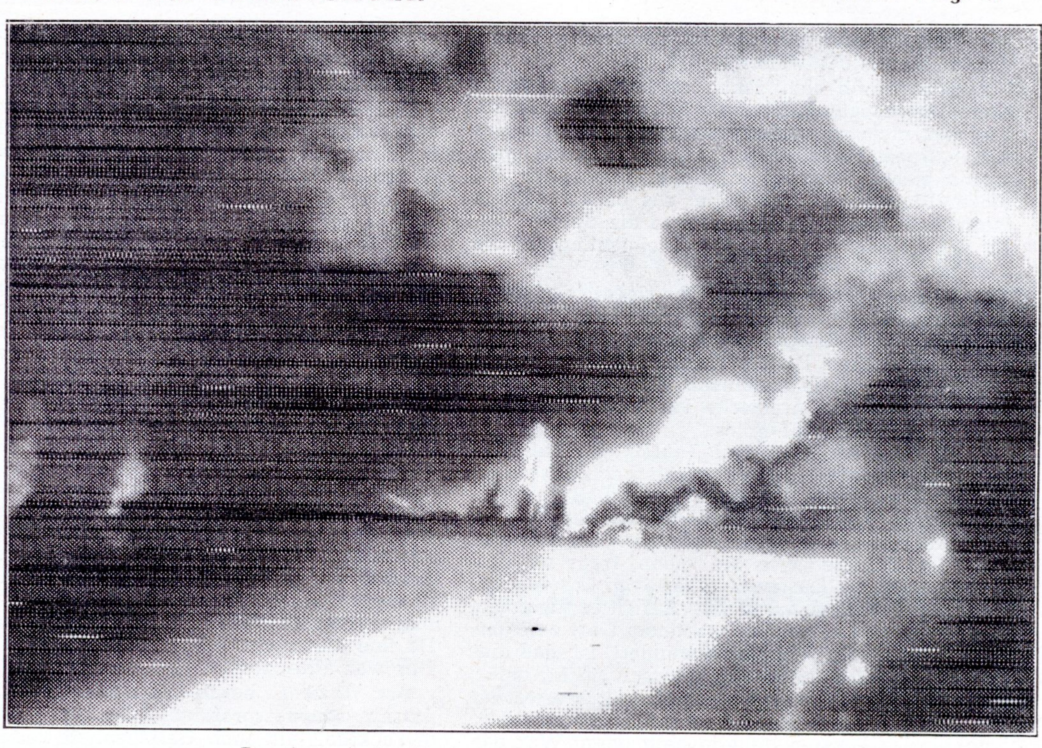
„Die Fingerabdrücke!" rief er. „Es können Fingerabdrücke darauf sein. Es müssen sogar welche darauf sein! Was ist das erste, das man suchen muß, wenn nicht Fingerabdrücke? Ebb, Sie haben das Ganze verdorben!"

Der Doktor beeilte sich, den Dichter zu verteidigen.

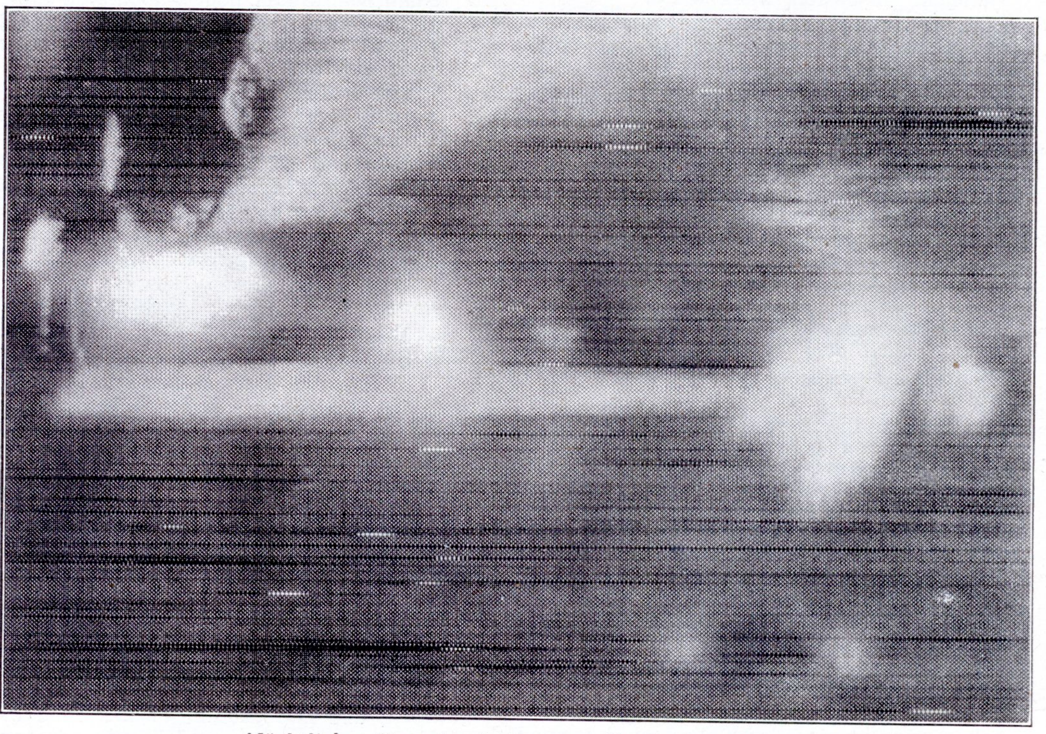
„Ich glaube nicht, daß Fingerabdrücke hier von Belang sein können", sagte er. „Erstens ist niemand da, der sie photographieren und entwickeln könnte und zweitens geht es nicht, den Passagieren eines solchen Schiffes Fingerabdrücke abzunehmen. Das ist einfach ganz unmöglich! Und wenn man nicht die Fingerabdrücke auf dem Ham-

FUNK-BILDER AUS JAPAN

DIE ERSTE SEESCHLACHT BEI DEN SALOMONINSELN



Der japanische Nachtangriff bei den Salomoninseln.
Völlig überraschend für die Amerikaner kam der Angriff der japanischen Einheiten auf die Flotte des Gegners, die die Landung decken sollte. In der Mitte des Bildes erkennt man deutlich einen brennenden amerikanischen Kreuzer in sinkendem Zustand



Nächtlicher Kampf mit dem amerikanischen Gros.
Die unbemerkt und unerwartet herangekommenen Japaner fügten den Amerikanern schwere Verluste zu. Man sieht den Feuerschein der nächtlichen Explosionen auf den amerikanischen Schiffen.



Indischer schwerer Artillerist.
In allen Teilen der Welt haben die Inder ihre Sympathie für den Freiheitskampf Indiens gegen die jahrhundertealte englische Gewaltherrschaft erklärt. Viele sind in die Dienste der japanischen Armee getreten, um aktiv gegen ihre Bedrücker zu kämpfen.

Aufnahmen: Japan Photo.

INDER IM KAMPF GEGEN ENGLAND



Rechts: Indische Artilleristen am Scherenfernrohr neben einem japanischen Ausbildungsoffizier.

mer mit anderen Abdrücken vergleichen kann, kommt man nicht weiter."

Lütjens erhob sich. Auch er hatte den Raum einer Durchsuchung unterworfen, aber das Ergebnis war nicht so aufsehenerregend wie das des norwegischen Poeten. Alles, was er gefunden hatte, waren einige Glassplitter, die er fürsorglich auf einem Blatt Papier sammelte, das er aus seinem Notizbuch herausriß. Er musterte die Splitter unter der elektrischen Birne. Noch einmal zog er die Luft durch die Nase ein.

„Ich hatte recht", sagte er. „Es riecht hier wirklich nach Pelargonien; und zwar ist der Duft von dieser kleinen Glasphiole ausgegangen, die aus einem arabischen Parfümerieladen in Casablanca stammt. Wer würde annehmen, daß ein Herr, wie Baltsar Gundelach, arabische Parfüms verwendet? Aber anscheinend tut er es."

„Arabische Parfüms? Pfui Teufel!" meinte Ebb. „Da will ich fast lieber arabische Bäckereien essen! Gundelach kann doch unmöglich ..."

„Schauen Sie selbst", forderte ihn der Dozent auf. „Auf einem der Splitter klebt noch ein Stückchen der Etikette. Wie Sie sehen, trägt sie den Namen eines arabischen Geschäftes in Casablanca. Die Phiole wird während des Auftrittes zwischen Gundelach und seinem ungebetenen Gast zertrümmert worden sein. Was mich wundert, ist, daß dieses Parfüm verhältnismäßig schwach riecht, dafür, daß es arabisch ist. Man hätte eigentlich erwarten können, die ganze Kabine verpestet vorzufinden. Nun ja, das Fenster steht ja halb offen. War das auch der Fall, als Sie hereinkamen?" wandte er sich an den Schiffsarzt.

„Ja", erwiderte dieser. „Wenn Sie alles gesehen haben, was Sie wollten, meine Herren, so wäre es vielleicht am besten, wenn wir ..."

„Ganz richtig", meinte der Dozent. „Gehen wir und plauschen wir anderswo ein wenig über die Sache!"

2.

Sie nahmen in der Halle am Ende des Korridors Platz.

„Beginnen wir von vorne", schlug Lütjens vor. „Sie wurden vom Personal zu Hilfe gerufen und fanden Gundelach bewußtlos auf. Es besteht wohl kein Zweifel darüber, daß er wirklich bewußtlos war?"

„Absolut keiner", antwortete der Doktor kategorisch. „Benommene Atmung, erloschener Blick, keine Reaktion auf Licht und Geräusche. Es kostete mich eine gute halbe Stunde und alle möglichen Stimulantia, um ihn zum Leben zu erwecken."

„Aber Sie sagten auch, daß die Wunde an der Schläfe ziemlich klein war?"

„Ja. Aber die Bewußtlosigkeit war echt genug. Soweit ich konstatieren konnte, hat Gundelach eine Schädeldecke von unternormaler Stärke. Und dann ist er ja auch ein älterer Herr — hat in seinem Leben eine Menge mitgemacht. Sein Äußeres läßt darauf schließen."

„Der nächste Punkt", sagte der Dozent. „Kann er sich selbst mit dem Hammer bewußtlos geschlagen haben?"

„Das ist ein sonderbarer Gedanke", lachte der Arzt. „Man sagt zwar, daß ältere Herren vom Typus Gundelachs oft sehr ausgefallene Ideen haben, sich zu amüsieren. Daß aber jemand den Sadisten an sich selbst spielt, wäre wohl etwas Neues!"

„Sie antworten nicht auf meine Frage. Wäre es ihm möglich gewesen, diesen Überfall auf sich selbst zu arrangieren?"

„Ich wage zu garantieren, daß es unmöglich ist", erwiderte der junge Arzt. „Will man sich mit einer Waffe erschlagen, so läßt sich das natürlich machen, obwohl es nicht so leicht ist, wie man vielleicht annimmt — sonst würde es bestimmt mehr Todesfälle in den Strafanstalten geben, als es der Fall ist. Aber das Attentat so zu graduieren, daß man nur bewußtlos wird, das übersteigt wohl die Fähigkeiten. Wenn Sie ihn gesehen hätten, wie ich ihn vorfand, sie würden keine zwei Sekunden an diesen Gedanken verlieren."

Der Dozent nickte.

„Ich frage Sie nur der Form wegen. Man muß alle Möglichkeiten in Erwägung ziehen. Der nächste Punkt. Sie erinnern sich an den Hammer, den Freund Trepka jetzt, eingewickelt in Seidenpapier, nächst seinem Herzen verwahrt?"

„Ja, ich erinnere mich."

„Kann der Schlag auf die Schläfe mit diesem Hammer ausgeführt worden sein?"

„Unbedingt. Und es gibt wohl keinen Zweifel, daß es der Hammer war!"

„Ich setze meine Fragen an Sie der Form wegen fort. Sie glauben, daß das Rote auf dem Hammerkopf Blut war?"

„Es war ganz entschieden Blut, obendrein vermengt mit einigen Haaren von der gleichen Farbe wie die Gundelachs. Sie können Sie vergleichen, wenn Sie Lust haben."

„Vielleicht werde ich das gelegentlich tun. Jetzt würde ich gerne mit dem Steward ein paar Worte reden, der Gundelach zuerst fand."

„Ich werde Ihnen den Mann herschicken. Haben Sie sonst noch Fragen an mich?"

„Augenblicklich nicht, ich danke Ihnen!"

Der Arzt verschwand. Kurz darauf erschien ein junger Steward namens David. Folgendes berichtete er: Er hatte die Nachtwache in diesem Teil des Korridors. Gegen halb ein Uhr sollte er der Dame auf Nummer A 20 ein Sodawasser servieren. Als er an dem Seitenkorridor vorbeikam, der zu A 15 führt, begegnete er Herrn Gundelach, der auf dem Weg zu seiner Kabine war. Auf dem Rückweg warf David einen Blick durch den Seitenkorridor und sah etwas, das ihn mit Erstaunen erfüllte: Die Schuhe des Herrn Gundelach schienen aufrecht auf den Spitzen, mit den Absätzen nach oben, vor dessen Türe zu stehen. Bei näherer Besichtigung entdeckte er, daß sich Herrn Gundelachs Füße in den Schuhen befanden und daß Herr Gundelach selbst auf dem Boden seiner Kabine auf der Nase lag, jedoch mit den Füßen am Gang. Davids erster Gedanke war, Herr Gundelach habe ein Gläschen über den Durst getrunken — er verschmähte einen Drink nicht, das wußte David. Als er aber die Wunde an der Schläfe sah, begriff er, daß die Sache doch komplizierter war. Er hob Herrn Gundelach aufs Bett und versuchte, ihn zum Bewußtsein zu bringen. Da ihm dies nicht gelang, alarmierte er den Arzt. Das war alles, was er erzählen konnte.

Der Dozent besah sich den Mann genau, dessen sommersprossiges Gesicht sowohl Aufgewecktheit als auch Geriebenheit verriet.

„Sie sahen auf Ihren Rundgängen niemanden die Kabine betreten oder verlassen?"

„Nein. Aber es ist ein leichtes, hinein- oder herauszugehen, ohne von mir gesehen zu werden. Mein Dienstraum liegt am unteren Ende des Korridors. Kommt man vom oberen Ende herein, so riskiert man kaum eine Begegnung mit mir, außer ganz zufällig."

„Sie bedienen Herrn Gundelach auch tagsüber, vermute ich? Pflegt er in seiner Kabine Besuche zu empfangen?"

„Hie und da kommt einer der jungen Herren vom B-Deck herauf, zumeist Herr Sebastian."

Der Dozent bat Trepka, den Hammer vorzuweisen, bei dessen Anblick das sommersprossige Gesicht Davids erbleichte.

„Haben Sie diesen Hammer schon einmal gesehen?"

„Niemals."

Der Dozent überlegte einen Augenblick.

„Verwendet Herr Gundelach Parfüms?"

David nickte.

„Ja, das tut er. Ein ziemlich süßes Parfüm, fast zu süß für einen Mann. Ich habe mir das oft gedacht. Es ist nicht Lavendel, wie bei den meisten Herren."

„Sahen Sie ihn Pelargonienparfüm verwenden?"

David riß die Augen auf.

„Kann man auch aus Pelargonien Parfüm machen?"

„Warum nicht?" Man macht ja Parfüm sowohl aus Juchtenleder als auch aus Heu", sagte Lütjens und gab zu verstehen, daß er keine weiteren Fragen mehr zu stellen hatte. David zog sich zurück, und Ebb gab die Parole: „Auf in die Bar!" rief er. „Das alles muß besprochen werden!"

3.

Das Leben an Bord eines Luxusdampfers ist wie das Leben in einer Großstadt, es steht niemals still. In der Bar waren Gäste, obwohl die Stunde schon vorgerückt war. Die Zeiger wiesen auf drei Uhr. Sie fanden eine Ecke, wo sie ungeniert miteinander plaudern konnten; ringsum waren die Tische von Leuten besetzt, die über großpolitische Fragen in allen Variationen diskutierten — der Tag war reich an Neuigkeiten gewesen.

„Ich erteile unserem Freund Trepka das Wort", sagte der Dozent. „Wenn er schon erklärt hat, das Ganze sei ein Auswuchs meiner krankhaften Phantasie, so bleibt wohl nichts anderes übrig, als ihm recht zu geben. Oder wie, Ebb?"

„Ganz meine Meinung", sagte der norwegische Dichter und machte einen Riesenschluck von seinem eiskalten Whisky-Soda. „Sprechen Sie, Trepka! Zücken Sie das Schwert gegen ein ganzes Heer von Phantasieprodukten und töten Sie sie alle auf einen Hieb! Zu sterben, zu schlafen, vielleicht auch nur zu träumen ..."

„Ihre Ironie ist sublim", erwiderte der Bankdirektor und übertraf den norwegischen Dichter, indem er seinen ganzen Whisky-Soda auf einen Zug leerte. „Ich will nicht bestreiten, daß sich einiges ereignet hat. Ich weigere mich nur, daraus willkürliche Schlußfolgerungen zu ziehen. Und ich weigere mich um so entschiedener, es stante pede zu tun."

„Schon das ist einzig dastehend, daß Trepka überhaupt zugibt, daß sich etwas ereignet hat", meinte Ebb. „Aber, da ich nun einmal nicht so vorsichtig bin, wie unser Freund aus der Großfinanz, erlaube ich mir, stante pede einige Schlußfolgerungen zu ziehen. Irgend etwas hat bewirkt, daß Gundelach bewußtlos aufgefunden wurde. Dieses Etwas war wohl kaum eine Naturkatastrophe, es muß vielmehr ein Mensch gewesen sein. Aus Scherz schlägt ein Mensch einem anderen nicht den Kopf mit einem Hammer ein. Er hat ein Motiv."

„Die Neffen!" rief der Bankmann. „Ich hab's ja schon immer gesagt. Entweder bringt er sie um oder sie ihn. Nun waren es halt die Neffen, die die erste Runde für sich entschieden. Voilà tout!"

„Großartig!" versetzte Christian Ebb. „Aber vielleicht ein wenig zu einfach. Sie vergessen wohl, daß wir vor ein paar Stunden Zeugen eines Auftrittes waren, und daß dieser Auftritt vielleicht im Zusammenhang mit dem Vorgefallenen steht."

„Ich weigere mich, das nur einen Augenblick lang in Erwägung zu ziehen", erwiderte Trepka. „Herr von Post ist beleidigt worden. Das stimmt. Aber niemand wird mir einreden können, daß ein pensionierter schwedischer Beamter aus diesem Anlaß einen Totschlag verübt."

„Der Gerichtsrat hat einen guten Schuß Fanatismus in sich und ist hitzig. Als sich neulich sein alter Freund Hambeck über seine Theorien lustig machte, wurde er wütend, und seither hat er kein Wort mehr mit ihm gesprochen. Ist Ihnen das nicht auch aufgefallen, Lütjens?"

„Ja. Und Hambeck macht auch nicht den Mund auf. Nicht einmal heute abend hat er etwas gesagt, obwohl er anscheinend Lust dazu gehabt hätte."

Trepka lachte schallend auf.

„Hambeck ist es, der Gundelach überfallen hat! Das ist ja sonnenklar! Er hat sich über die Theorien seines Freundes lustig gemacht, will aber nicht um Verzeihung bitten. Wenn sich jemand weigert, für einen begangenen Fehler um Verzeihung zu bitten, so entsteht in ihm ein verdrängter Komplex. Und wie gefährlich so etwas ist, wissen wir alle. Heute abend macht sich jemand anderer über seinen Freund lustig. Sofort treibt der verdrängte Komplex den Gutsbesitzer, sich in die Kabine des Lästerers zu begeben, um ihm mit einem Hammer den Kopf einzuschlagen. So einfach war die Sache, lieber Watson!"

„Warum heben Sie eigentlich den Hammer so fürsorglich in Seidenpapier auf, wenn Sie alle Versuche, die Sache aufzuklären, so komisch finden?" fragte Lütjens.

„Weil ich nicht will, daß ihr zwei alle Leute am Schiff verdächtigt!" zischte der Bankgewaltige. „Findet man Fingerabdrücke, dann ist die Sache in Ordnung."

„Aber Sie hörten doch, was der Doktor sagte. Es gibt niemanden an Bord, der die Untersuchungen machen könnte. Und man kann unmöglich alle Passagiere zwingen, ihre Fingerabdrücke zur Verfügung zu stellen."

„Ich habe die Absicht, die Untersuchungen selbst vorzunehmen", sagte Trepka grimmig. „Ich glaube, ich bin der Mann dafür! Und ich werde mir schon auch die Fingerabdrücke verschaffen, die ich zum Vergleichen brauche. Verlassen Sie sich darauf!"

„Bravo!" rief Ebb. „Aber bevor Sie damit fertig werden, ist Gundelach vermutlich schon auf den Beinen. Und wenn jemand weiß, wer der Täter war, so doch in erster Linie er!"

„Darauf können Sie nicht Gift nehmen", brummte der Bankdirektor. „Ich bin selbst einmal in Kopenhagen überfallen worden und, hol mich der Teufel, das Ganze war schon längst vorbei, und ich wußte noch immer nicht, was eigentlich los war. Die Polizei hat weder den Gauner erwischt, noch meine dreihundert Kronen. Damals war es ein Sandsack und nicht ein Hammer. Aber ich glaube nicht, daß das in der Praxis einen Unterschied macht."

„Was Sie nicht sagen! In Ihrem Büro?"

„Nein, in meinem Treppenaufgang. Und der war besser beleuchtet als die Kabine Gundelachs."

Ebb erhob sich mit flammenden Augen.

„Wir haben etwas vergessen!" rief er. „Die Briefe! Die Briefe, die wir erhielten und in denen man uns warnte, daß sich etwas ereignen würde! Hier haben wir das Verbrechen, von dem in den Briefen die Rede ist!"

Der Bankdirektor schnaubte, daß die Zigarrenasche in alle Winde auseinanderstob.

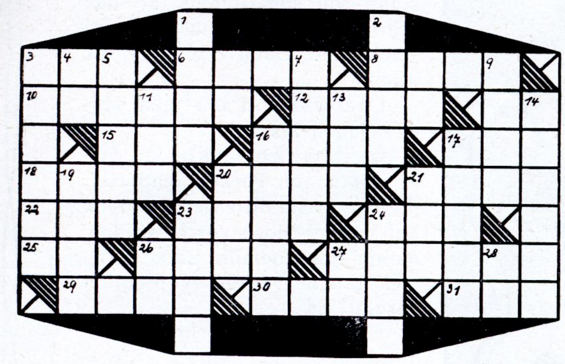
„Ihnen ist nicht zu helfen, Ebb! Wir bekamen die Briefe in Göteborg. Glauben Sie denn, daß diese — hm — Episode so lange im voraus projektiert war?

(Fortsetzung folgt.)

Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39–41; Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 4

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 3. Leuchtstoff, 6. griechischer Gott, 8. Hawai-Insel, 10. Gestalt aus „Lohengrin", 12. Kampfwagen, 15. Tierkadaver, 16. alter Schnee, 17. Zeitbegriff, 18. Reichsminister ⅄, 20. Soße, 21. Milchprodukt, 22. Kopfbedeckung, 23. Ton, 24. Tanzschritt, 25. Fürwort, 26. Hausvogel, 27. Polster, 29. griechischer Gott, 30. unverletzlich, 31. Niederlassung. Senkrecht: 1. Nagetier, 2. Stadt am Rhein, 3. deutscher Dichter ⅄, 4. Flächenmaß, 5. Niederlassung, 7. Lehrling, 9. Staat der USA., 11. Titel, 13. Gattung, 14., 16., 17. Dramen von 3 senkrecht, 19. Fluß in der engl. Grafschaft York, 20. Nebenfluß der Weichsel, 21. arabischer Titel, 23. Bürde, 24. Papstname, 26. japan. Brettspiel, 28. Fürwort.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — bach — bi — di — dri — en — er — eu — fen — i — in — kle — lak — le — lung — mes — na — o — of — pa — pau — scha — si — sied — sta — ter — tit — tra — u sind 10 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Jean Pauls ergeben. — 1. Stadt auf Sizilien, 2. Germanenstamm, 3. Wohnstätte, 4. Land in Asien, 5. ägypt. Königin, 6. Stadt in Krain, 7. Tropfsteingebilde, 8. Gesamtvergütung, 9. Industriestadt am Main, 10. tier. Körperteil. (st = ein Buchstabe.)

1 .... 6 ....

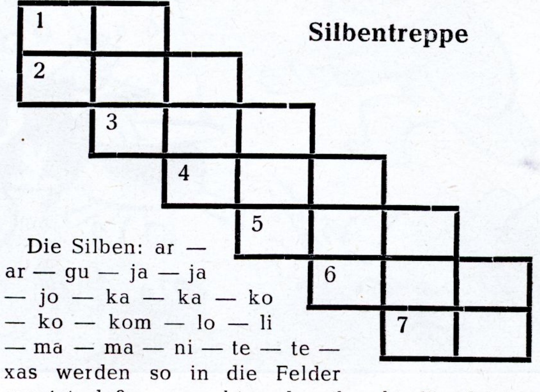
2 .... 7 ....

3 .... 8 ....

4 .... 9 ....

5 .... 10 ....

Silbentreppe



Die Silben: ar — ar — gu — ja — ja — jo — ka — ka — ko — ko — kom — lo — li — ma — ma — ni — te — te — xas werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Satzzeichen, 2. Schweizer Alpenpaß, 3. Pantherkatze, 4. Heilpflanze, 5. Baumwollstoff, 6. Präriewolf, 7. Staat der USA.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Gestein Gedenken Lichtung Isthmus Gesetz Wasgau Kraehe Mattsee Schmalhans Klafter Gashahn Schaben sind je drei Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Goethe ergeben. (ch = ein Buchstabe.)

Lösungen der Rätsel in Folge 36:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 3. Ossa, 7. Not, 9. Leim, 11. Pas, 12. Ebro, 13. Temesvar, 16. Bukarest, 18. Pari, 19. Ate, 20. Aden, 21. Ras, 22. Seni, 23. As. Senkrecht: 1. Zebu, 2. Zirkus, 4. Spesen, 5. Samt, 6. Ase, 7. Nevada, 8. Turin, 9. Leber, 10. Moa, 13. Tete, 14. Spa, 15. Ares, 17. Ras. ✶ **Zahlenrätsel:** Korsika Rochen Optikus Nadel Schimpanse Trommel Antisepsis Damaskus Tarock. „Kronstadt." ✶ **Silbenrätsel:** 1. Nutria, 2. Iffland, 3. Cherubini, 4. Hyazinthe, 5. Tellereisen, 6. Johannisbeere, 7. Eichhörnchen, 8. Düsseldorf, 9. Edelstein, 10. Ruwer, 11. Rheingold, 12. Upolu, 13. Hilversum, 14. Eberhard, 15. Nadelkap. „Nicht jeder ruhende Loewe schlaeft." ✶ **Kryptogramm:** Wollin Talent Buren Spinett Orleans Diabolo Pferd Gaswerk Holler bevor Mynheer Parzen. „Wolle nur einerlei, aber das wolle von Herzen." ✶ **Silbenkreuz:** 1. NORD, 2. SEE, 3. LAND, 4. MANN, 5. RAT, 6. HAUS.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck).

Dreizüger von M. Winkler, Altenburg (Thür.).

Weiß: Kh5, Ta4, Lg3, Lg8, Ba2, a5, b5, c5, d6, e2 (10).
Schwarz: Kf5, Bb6, d7, e3, f6 (5).

Lösung der Aufgabe in Folge 36:

Dreizüger von Obergefr. K. Junker.

1. Dc1, K×d5; 2. Dc5+ Ke6; 3. Sg2‡ usw.

Skandinavische Verteidigung.

Aus der Thüringer Meisterschaft in Jena („Mitteldeutschen").

Weiß: Sander. Schwarz: Habermann.

1. e4, d5; 2. e×d5, D×d5 (die Tempoverluste sind durch keinerlei strategischen Ziele begründet); 3. Sc3, Da5; 4. d4, e5; 5. Sf3, Lg4; 6. Le2, Lb4; 7. 0—0! e×d4; 8. D×d4, Sf6; 9. Lb5+, c6; 10. Te1+, Kf8 (besser wäre der Rückzug eines L gewesen); 11. D×f6! Sd7 (auf g×D käme Lh6+ nebst Te8+!); 12. Dd4, L×f3; 13. g×f3, c×b5; 14. D×d7, Td8; 15. D×b7, h6; 16. Lf4, L×c3; 17. b×c3, Kg8?; 18. Lc7 Schwarz gibt auf.

Humor

Rudi erzählte: „Stell dir vor, Bobby, ich habe soeben für meine Frau ein neues Radio bekommen!"

Graf Bobby horchte auf: „Herrlich! Herrlich! Wer tauscht so um?"

*

Axel Brandström, der von der Kultur seines Landes, überhaupt von Europa nichts mehr wissen wollte, war in die sandige Einsamkeit nach Afrika geflohen. Als ihn das geduldige Kamel durch den tiefen Sudan schaukelte, fragte er herablassend seinen braunen Führer:

„Sag mal, Ali, wie heißt denn eigentlich dein Lieblingskamel?"

„Greta Garbo", entgegnete, zufrieden lächelnd, der Wüstensohn.

*

„Haben Sie auch den Ehrgeiz, voranzukommen", fragte der Direktor den aufgeweckten jungen Mann, den er als Sekretär einstellen wollte.

„Unbedingt, ich werde nicht eher ruhen, bis ich auf Ihrem Sessel sitze."



„Ich verlange mein Geld zurück. Schauen Sie sich das an, so hat Ihr Liebestrank gewirkt!"
Zeichnung: Kossatz.

Der große Zauberkünstler stand auf der Bühne. Er ließ Pferde und Menschen verschwinden. Dann trat er an die Rampe.

„Und was soll ich jetzt verschwinden lassen?"

Da erhob sich ein kleiner, dikker Mann im Parkett und rief: „Lassen Sie bitte den Fettfleck auf meiner Hose verschwinden, meine Frau bemüht sich schon die ganze Woche vergeblich darum!"

*

„Schimpfen Sie nicht auf den Kaffee, junger Mann, auch Sie werden einmal alt und schwach werden!"

*

Ein emsiger Schornsteinfeger wäscht sich die schwarzen Pfötchen und bittet sein Frauchen um ein Handtuch. „Wozu ein Handtuch, lieber Justav? Mach's Fenster auf und halte die Hände heraus, sie werden auch so trokken", rät ihm die sparsame Hausfrau. Worauf der durchtriebene Justav erwidert: „Kein übler Jedanke! Aber morgen werde ich ein Sitzbad verlangen. Und was dann?!!"

Edmund Th. Kauer

Englands Kronjuwelen

(10. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 36:

Es ist das Jahr 1367, in dem der Rubin in unseren Annalen zum erstenmal aufleuchtet. Don Pedro von Kastilien, ein Fürst, der sich durch mannigfachen Mord und Meineid (Umgangsformen, die er im Familienkreis bevorzugte, mit denen er sich aber keineswegs auf ihn beschränkte) schwarz in die Geschichte Spaniens eingezeichnet hat.

Don Pedro von Kastilien gewann den Rubin als Beute in einem Feldzug gegen das maurische Granada, einem Unternehmen, dessen weniger angenehmen Teil, nämlich den heldischen, er allerdings nicht selbst übernommen, sondern andern überlassen hatte. Kurz nachher geriet Don Pedro in arge Schwierigkeiten, nicht nur der Stein, sondern die kastilische Krone im ganzen wurde auf seinem Haupte unsicher, aufrührerische Kastilier, an deren Spitze Mitglieder seiner Familie standen, verbündeten sich mit benachbarten Feudalherren, und so wäre Don Pedro wohl sang- und klanglos aus der Geschichte seines Landes verschwunden, wenn damals nicht der uns heute befremdende Brauch bestanden hätte, daß Fürsten, die etwas verdienen wollten, ein paar hundert oder tausend ihrer ritterlichen Vasallen gegen gutes Geld ins Ausland verliehen.

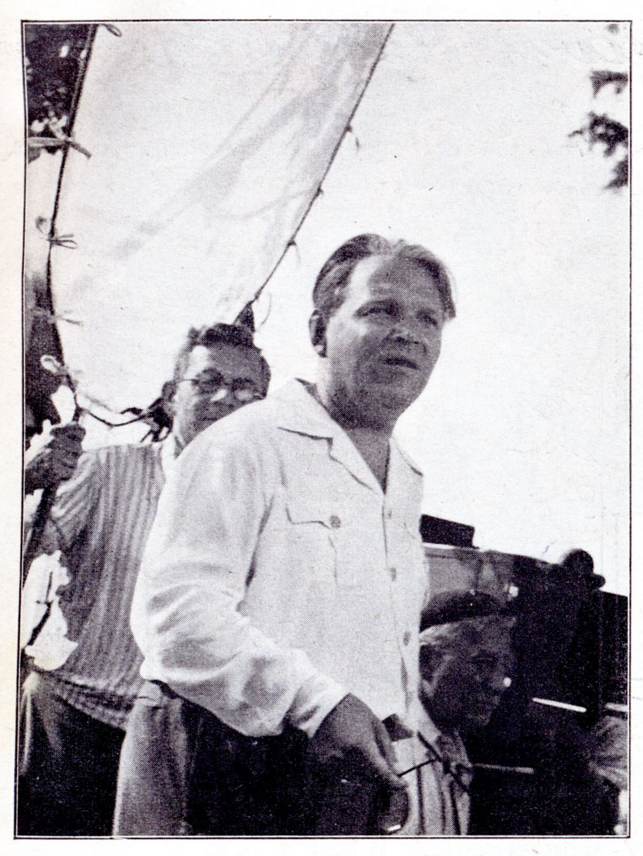
Unter den Fürsten, die nun einerseits finanziell auf solche Geschäfte aus waren, andererseits auch nicht wünschen konnten, daß ihre Untertanen durch Beschäftigungslosigkeit aufs Nachsinnen verfielen, befand sich auch Eduard III. von England, dem der Zufallssieg von Crécy (1346) weite Gebiete Südfrankreichs bis zu den Pyrenäen hin ausgeliefert hatte. Weite und gesegnete Strecken Landes waren verwüstet, die Weingärten des Garonnetales verödet, von der Bevölkerung verlassen; da mochten die englischen Zwingherren versuchen, was sie wollten, aus dem verheerten, elend verwalteten Land war weder Geld noch waren Deputate zu gewinnen. Auch erwies sich gegen diese Schwierigkeiten Eduards III. Ausflucht, seinen Sohn, den Kronprinzen Eduard, als Statthalter und Fürsten von „Aquitanien" einzusetzen, unergiebig. Schließlich mochte unter solchen Verhältnissen auch kein englischer Ritter länger im Garonnetal herumlungern, und so verhallte die Bitte des kastilischen Nachbarn, ihm aus der Patsche zu helfen, nicht vor tauben Ohren. Keine Chronik berichtet, daß Eduard III. oder sein Schwarzer Prinz sich sonderliche Mühe gab, ihren „knights" den Ritt über die Pyrenäen als notwendige moralische Maßnahme zu erklären. Man war damals in der Londoner City noch nicht so heikel wie später, ein Unternehmen, bei dem eine hübsche Beute winkte, mit der Absingung frommer Chöre zu verbrämen.

Führer des Unternehmens wurde der älteste Sohn des Königs, eben jener Prinz Eduard, der seit Crécy, wo er als Sechzehnjähriger die Kavallerie geführt hatte, wegen seiner blauschwarzen Rüstung den Namen black prince, Schwarzer Prinz, führte. (Die Neigung englischer Thronfolger, sich durch extravagante Toiletten der Welt zum Volk anzubieten, ist, wie man sieht, sehr alt.) Der junge Eduard, damals schon in den höheren Dreißigern, führte also seine viertausend Ritter durch zerklüftete Bergtäler, in denen den schwerfälligen Panzerreitern mit Steinschlag und Pfeilregen übel zugesetzt wurde, bis ins Ebrotal hinab; übel zugerichtet wie nur je eine Flachlandtruppe, die sich ins Gebirgsrevier vorgewagt hat, und durch Krankheiten dezimiert, atmeten die schweren Reiter ordentlich auf, als sie wieder reitbares Terrain unter den Füßen ihrer Pferde fühlten. Bei Najera, unweit Victoria (wo vier Jahrhunderte später Wellington gegen Napoleon kämpfte), gewann der Schwarze Prinz den Tag.

Die Freude über diesen Sieg war allerdings bei den Briten ungeteilter als bei Don Pedro. Diesen reute offenbar der hohe Lohn, den er für die Sündenhilfe versprochen hatte und der abgekämpfte Eindruck, den die englischen Reiter machten — er bekam ja davon mehr zu sehen als ihre Feinde —, brachte ihn auf den Gedanken, sie würden vielleicht, wenn man ihnen ihren Beuteanteil verweigerte, doch kein zweites Mal den so anstrengenden Ritt durch die Pyrenäentäler versuchen. Es erwies sich indessen, daß der Schwarze Prinz auch hierin ein Vorbild späterer britischer Generationen, ein sehr energischer Eintreiber verbrieften Forderungen an Verbündete war. Der birmanische Rubin wechselte also seinen Besitzer, und Don Pedro konnte froh sein, seine um ihren schönsten Schmuck leichter gewordene Krone zu behalten.

Der Schwarze Prinz, zur Eitelkeit geneigt, wie er nun war, pflegte den Rubin auf einer schwarzen Samtkappe befestigt zu tragen, über die, mit einem Kronreif geschmückt, sein schwerer Helm gestülpt wurde. Doch starb der Thronfolger ein Jahr vor seinem Vater, und so wechselte das birmanische Juwel aus dem Kronprinzenornat in die Königskrone hinüber. Die Rolle, die der Stein dort spielte, war zunächst gering, erst 1415, bei der Schlacht bei Agincourt, mischte er sein Funkeln wieder in das Licht der Geschichte. Heinrich V. hatte damals die innerpolitische Lage Frankreichs so verzweifelt gefunden, daß er es für richtig hielt, einen jener vielen Sprünge über den Kanal zu wagen, die England im Laufe der Jahrhunderte, bis zur fatalen Affaire von Dünkirchen, unternommen hat. Die Kriegführung war damals anders als heute, sie folgte mehr den Mensurregeln eines feudalen Duells als strategischen Prinzipien. Es war auch nicht üblich, daß die Könige oder Feldherren sich in das gleiche schlichte Feldgrau hüllten, das ihre Soldaten trugen, sondern der Brauch forderte von ihnen, daß sie sich reich geschmückt, weithin kenntlich und auf kostbar gezäumtem Pferde für persönliche Waffengänge feilboten. Über Heinrichs V. Ansprüche, französisches Gebiet einzusacken, läßt sich wenig Günstiges sagen, doch war er ein Ritter im Sinne seiner Zeit. Er ritt sozusagen mit Krone und Schweif ins Feld, und der Rubin des Schwarzen Prinzen, in ein goldenes Diadem eingelassen, war an seinem Stahlhelm als weithin sichtbarer Schmuck angebracht. So blieb es im Laufe der Schlacht, die reich an Wechselfällen war, nicht aus, daß auch der König zu einem Duell herausgefordert wurde, und es war der berühmte Herzog von Alençon selbst, der ihm mitten im Schlachtgetümmel die Herausforderung zusandte.

(Fortsetzung folgt.)



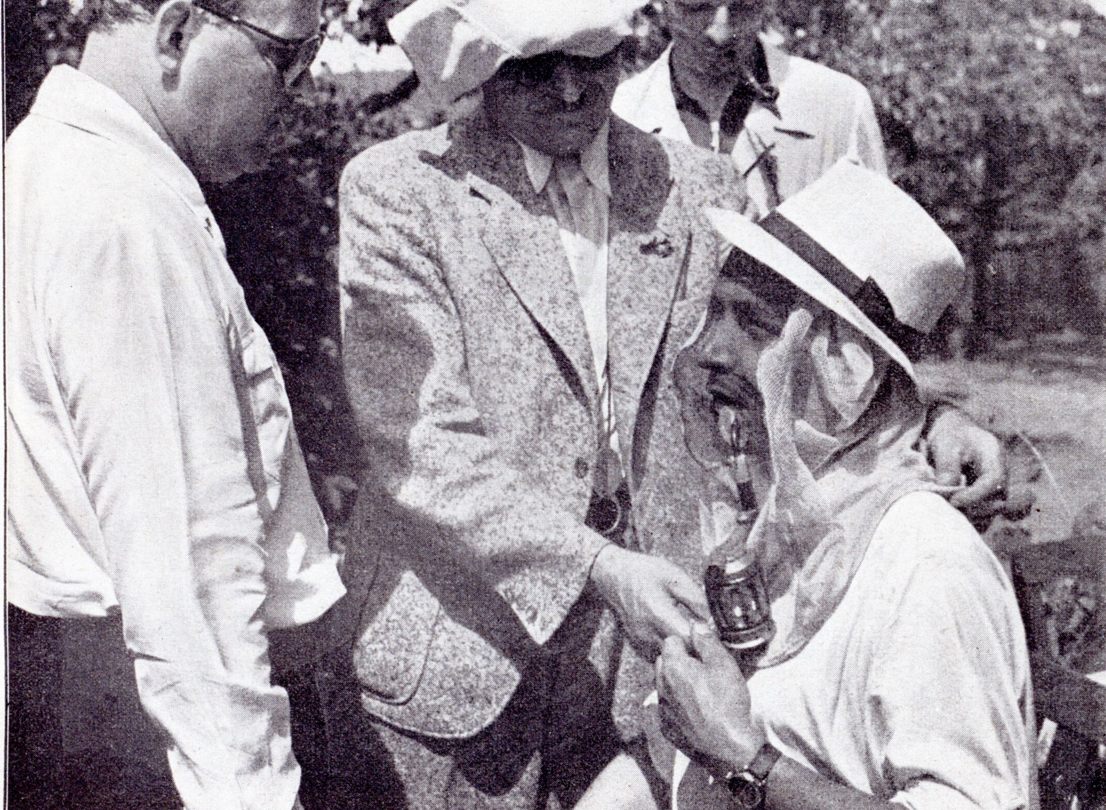
Unter dem Sonnensegel
— direkt bei der Kamera — steht Veit Harlan und verfolgt angespannt das Spiel seiner Darsteller. Immer und immer wieder wird unter seiner Leitung die Szene wiederholt, bis er endlich das erlösende Wort „Gestorben" spricht, was bedeutet, daß die Szene fertig ist und eine neue Einstellung gedreht werden kann.

Vorsicht, Bienen!

VEIT HARLAN FILMT STORMS „IMMENSEE"



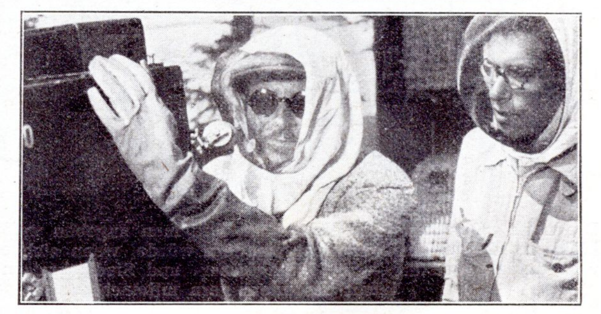
Bei den Immen von Immensee
spielen entscheidende Szenen des Films, der nach der Novelle von Theodor Storm gedreht wird. Kristina Söderbaum als Elisabeth, Paul Klinger als Erich.



„Vor allem muß die Pfeife brennen"
meint Veit Harlan zu Paul Klinger, dessen nächste Szene direkt an den Bienenkörben spielt. Der Tabakqualm hält die Bienen davon ab, sich auf den Fremdling zu stürzen.



Das Mikrophon
hängt dicht an den Bienenkörben und fängt außer dem Dialog der Schauspieler auch das Gesumm der Bienen ein — mit Handschuhen und Haube schützt sich der „Mann am Galgen" vor ihren Stichen.



Zwei, die durch Schaden klug geworden sind:
Der Kameramann Bruno Mondi und sein Assistent haben die ersten Bienenstiche schon hinter sich und haben sich nun trotz der Hitze gut verpackt, um die lange Arbeit hinter der Kamera in unmittelbarer Nähe des aufgeregten Bienenvolkes gut zu überstehen.

EMERICH HUBER ZEICHNET

Steck Dir ins Haar die leuchtenden Tomaten...

Als hübschen modischen Haarschmuck tragen die verehrten Damen in diesem Sommer neben den schon beliebten Blumen auch gern Früchte (natürlich keine richtigen) im Haar!



„Ja, entzückend, was?! Von einem echten Sellerie nicht zu unterscheiden. Mit Paul hab ich deswegen schon dauernd Krach gehabt, der ist doch so verrückt nach Selleriesalat, und jedesmal, wenn wir nun zusammen waren, ist ihm da das Wasser im Mund so zusammengelaufen, daß er sich Montag den ganzen Schlips besabbert hat..."



Zeitgemäß: „Verzeihen Sie, schöne Frau, darf ein netter, junger Mann, wenn Ihr Obst zur Ernte reif ist, kommen und pflücken helfen?" — „Bei Ihnen leckt wohl der Kanister, Sie kümmerliche Kruke, was? Seit wann jibt's denn für Säuglinge schon Obstzuteilung?!"



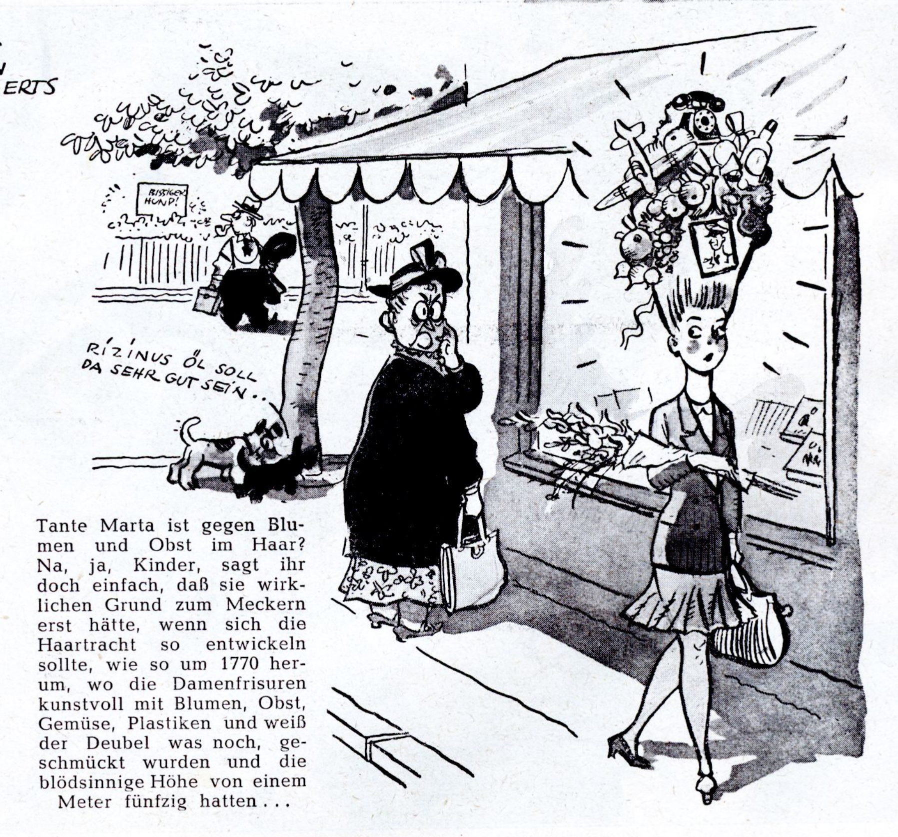
„... Unsinn, fällt gar nicht auf! Früchte im Haar sind doch modern! Na, also, da steckste dir jeden Morgen 'n paar von unseren halbreifen Tomaten in die Frisur, — im Büro haste 'n schönen sonnigen Fensterplatz — sollst mal seh'n, wie hübsch rot die werden!"



„Siehste, Mensch, hab ick dir immer jesacht, du sollst deinen frechen Schnabel halten? Jewiß is es 'ne Beleidigung, wenn de zu deine Schwester sachst, det madige Obst in de Locken paßt zu ihre weiche Birne..."



Die neue „Obst im Haar"-Mode ist, wie man zugeben muß, so hübsch und kleidsam, daß es uns gar nicht wundern würde, wenn sich auch die Männerwelt dafür begeistert — in Kleingärtner- und Siedlerkreisen wird man vielleicht besonders gern mitmachen...



Tante Marta ist gegen Blumen und Obst im Haar? Na, ja, Kinder, sagt ihr doch einfach, daß sie wirklichen Grund zum Meckern erst hätte, wenn sich die Haartracht so entwickeln sollte, wie so um 1770 herum, wo die Damenfrisuren kunstvoll mit Blumen, Obst, Gemüse, Plastiken und weiß der Deubel was noch, geschmückt wurden und die blödsinnige Höhe von einem Meter fünfzig hatten...

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr Hans Diebow, beide in München. A B C D E F G 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. Printed in Germany.